Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 83 (1932)

Heft: 3

Artikel: Forstliches Goethe

Autor: Meyer, Karl Meyer

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-765768

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen

Organ des Schweizerischen Forstvereins

83. Jahrgang März 1932 Nummer 3

Forstliches bei Goethe.

Von Karl Alfons Meyer.

Gedenktage gewinnen wohl dann einen tiefern Sinn, wenn sie über die dankbare Erinnerung an einen mächtigen Geist hinaus zur erneuten Versenkung in seine Werke anregen. Jeder Staat, jeder Stand pflegt zu bezeugen, der Große habe auch für ihn nicht umsonst gelebt. Im Schillerjahr 1905 brachte die österreichische Vierteljahrsschrift für Forstwesen eine gehaltvolle Betrachtung von Dimitz über die vielen Fäden, die aus Wald und Forstwesen zu Schiller hinüberweben. Und forstliche Zeitschriften Frankreichs haben nicht verfehlt, je und je die Beziehungen zu würdigen, die Corneille und Racine, Beaumarchais und La Fontaine mit den Forsten verbinden. « Les lettres ont toujours fait bon ménage avec les eaux et forêts » wurde betont.

Sollten nicht auch beim weitaus vielseitigsten Dichter, dem so vieles umfassenden weisen Goethe ein paar Späne für das grüne Fach abfallen? Freilich, eine so innige Waldliebe, wie etwa bei von Eichendorff, werden wir in seinen Dichtungen nicht suchen. Goethe ist allzu sehr „Klassiker", als daß er romantisches Naturgefühl empfände; seine Einstellung ist naiv, nicht sentimentalisch. Nicht Schwärmerei für Wald und Hain werden wir bei ihm finden, wohl aber den tiefen Blick des leidenschaftlichen Naturerforschers. So erfaßt er, selbst in Lyrik und Drama, stets etwas Typisches, wenn er vom Forst oder Bäumen spricht.

„Altwälder sind's! Die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn, mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last."

So lesen wir im Helenaakt des „Faust". Und wenn dort Mephistopheles sich am Peneios „durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen" muß, so läßt der Dichter seinen deutschen Teufel sich nach dem heimatlichen Harz mit seinem Nadelholz sehnen, denn Fichte brennt rascher, erinnert ihn an Pech, „und das hat seine Gunst". Wie heizen waldarme Südländer ihre Hölle? „Vor Ziegenbock und Käferzahn soll man ein Bäumchen wahren!" mahnt ein Gedicht — lange vor Dr. Fankhauser und Ratzeburg. In „Grenzen der Menschheit" werden Eiche und Rebe uns vergleichend gegenübergestellt. Ohne Zweifel wäre Goethe begeistert

eingetreten für die Akklimatisierungsversuche unserer Exotenfreunde. Wie nahe standen ihm der Park von Weimar und der botanische Garten von Jena! Wie würde er sich heute freuen über die mächtige Entwicklung seines Ginkgo biloba, „vom Osten meinem Garten anvertraut"! Ein Blatt des japanischen Baumes begleitete einige Strophen an Marianne von Willemer, die Suleika. Zahlreiche Eichen, Buchen, Birken, Tannen hat er selbst gepflanzt.

Gern würden wir dem Wald bei Goethe öfter begegnen. Den Forstmann mag wohl gar die Gelassenheit erbittern, in der sich Faust mit der unbeabsichtigten Zerstörung des Gütchens von Philemon und Baucis mit seinen schönen Linden rasch versöhnt: „Die wen'gen Bäume, nicht mein eigen, verderben mir den Weltbesitz." Für Goethe ist der Forst nur eine der hundertfachen Erscheinungsformen der Natur, nur eine der zahlreichen Hilfsquellen seines Landes. Selten nur klingt in den Gedichten ein warmer Ton auf, wie im Ilmenau-Lied: „Im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne, wo ist mein Pfad, den sorglos ich verlor?" Und doch würden wir Goethe Unrecht tun, wenn wir ihn lau für das uns Forstleuten am nächsten Stehende schelten würden. Nicht er (oder sein „Faust"), vielmehr der beschränkte Famulus Wagner meint, „man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt...". Sein Begleiter denkt ganz anders. An der Waldliebe Goethes wird keiner zweifeln, der je mit Iphigenie „heraus in eure Schatten, rege Wipfel des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines" trat. Tief atmet der von den Furien verfolgte Orest auf in diesem Hain, vor dem die schlangenhaarigen Erinnyen weichen:

„Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heilgen Waldes Boden nicht betreten.
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. —"

Uns scheint, für den Waldfreund, der zu lesen versteht, gäbe es keinen ergreifenderen Gedanken als solches Geborgensein im stillen Forst, den die Rachegöttinnen „fernabdonnernd" meiden. Wie weiß der Dichter zu trösten! Ein Beispiel noch aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren": „Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter: wer sollte bei dem traurigen Aussehen desselben wohl denken, daß diese starren Aeste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten! Doch wir hoffen's, wir wissen's."

Goethe und die Natur zu betrachten, wäre ein unerschöpflicher, immer anregender Stoff. Seine Art zu schauen und zu forschen, ist lehrreich, selbst wo sie — wie im Streit der Farbenlehre — irrte. In aller Mund sind heute mehr oder weniger verstandene Schlagworte, die Goethe als den Entdecker des Zwischenkieferknochens und als ersten Beobachter der Blattmetamorphose feiern. Notwendiger als je dürften Naturforscher

sein, die hinter einer Unzahl registrierbarer Fakta die „Urphänomene“ finden wollen, anderseits aber, wie Goethe, die ganze Natur zusammenfassen, um über das einzelne Licht zu bekommen. Hinter der Flucht der Erscheinungen die Einheit erstreben! Eine Fahrt durchs Rhonetal im Jahr 1779 gibt Goethe den Gedanken, während eines früheren Zeitraumes hätten Gletscher bis zum Genfersee gereicht und Gebiete des Waadtlandes bedeckt. Lange vor Louis Agassiz wird er so zum Erkenner der Eiszeiten. Vielleicht bedeutsamer noch als seine tatsächlichen Entdeckungen bleibt aber seine Art des Schauens und Forschens. In glücklichster Weise ergänzten sich Goethe und der philosophische, historische Schiller. Nach einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft in Jena trug Goethe dem spätern Freund seinen Gedanken der Metamorphose vor und ließ, was er eine symbolische Pflanze nennt, vor Schillers Augen entstehen. Schiller hörte aufmerksam zu, schüttelte dann aber den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Goethe scheint verstimmt und erwidert fast gereizt: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ Jedem angehenden Naturforscher, ob er beobachte oder experimentiere oder beides synthetisch vereinen möchte, könnte empfohlen werden, sich an jenen Auseinandersetzungen zwischen Goethe und Schiller zu schulen, die Selbstkritik zu reinigen und seinen Sinn für Erkenntnisse zu reifen. „Treffliche Menschen“, sagte Goethe einmal zu Eckermann, „kommen jetzt in den Naturwissenschaften heran, und ich sehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber sie halten sich nicht; ihr vorwaltendes Subjektive führt sie in die Irre. Wiederum andere halten zu sehr auf Fakta und sammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewiesen wird. Im ganzen fehlt der theoretische Geist, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden.“ Goethe fürchtet, zu ausschließliches Experimentieren determiniere die tausendfältige Natur. Man vergleiche die Bemerkung Schopenhauers, der meint, im Mittelalter habe man stets nur gedacht, ohne zu experimentieren; heute bestehe die Gefahr, daß man experimentiere, ohne zu denken.

Beschränken wir uns auf Forstliches, so wären in den Prosawerken, den naturwissenschaftlichen Schriften und in den Briefen viele treffende Bemerkungen zu finden, die oft Probleme von heute vorausnehmen. Ergiebig sind namentlich auch die von Eckermann getreulich überlieferten Gespräche Goethes. Da wird z. B. erwähnt, das Gedeihen bzw. Verkrüppeln von Baumarten hange von der mineralogischen Zusammensetzung des Bodens und dessen Verwitterung ab. Geologische und chemische Fragen tauchen besonders oft auf. Köstlich muß Goethes heitere Improvisation vom Hofe König Kohles gewirkt haben. Er läßt der Reihe nach, mit treffenden Beiwörtern, Herzog Granit, Marquis Schiefer, Gräfin

Porphyry, Hans Mergel, Jakob Ton usw. auftreten. Sir Lorenz Urkalk ist ein Mann von großen Besitzungen und bei Hofe wohlgelitten; er entschuldigt seine Mutter, die Lady Marmor, weil ihre Wohnung etwas entfernt liege; daß die Dame trotz ihrer großen Kultur und Politurfähigkeit nicht erscheint, hätte übrigens wohl seinen Grund in einer Intrige des (Bildhauers) Canova, der ihr schön tue. Herr Tuffstein scheint etwas betrunken... Dies nebenbei. Wann brauchten wir Humor, wenn nicht während des Untergangs des Abendlandes! —

Sehr ernstliche Holzprüfungen haben Goethe und Eckermann angestellt, als es sich um Erstellung guter Pfeilbogen handelte. Dabei gelangten sie, vor Dieterich und Münch, zur Erfahrung, daß zwischen Esche und Esche ein großer Unterschied besteht, und daß es bei allen Holzarten sehr viel auf den Ort und den Boden ankomme, wo sie gewachsen. Es bietet auch heute noch zum mindesten geschichtliche Anregung, jene fünf Seiten vom 1. Mai 1825 nachzulesen, auf denen von diesen Holzprüfungen erzählt wird. Wer dächte, daß folgende Stelle von 107 Jahren geschrieben wurde: „...Ich machte im Laufe meiner weitern Bemühungen die Erfahrung, daß alles auf der Winterseite eines Abhanges gewachsene Holz fester und von geraderer Faser befunden wird als das auf der Sommerseite gewachsene. Auch ist es begreiflich. Denn ein junger Stamm, der an der schattigen Nordseite eines Abhanges aufwächst, hat nur Licht und Sonne nach oben zu suchen, weshalb er denn, sonnenbegierig, fortwährend aufwärts strebt und die Faser in gerader Richtung mit emporzieht. Auch ist ein schattiger Stand der Bildung einer feineren Faser günstig, welches sehr auffallend an solchen Bäumen zu sehen ist, die einen so freien Stand hatten, daß ihre Südseite lebenslänglich der Sonne ausgesetzt war, während ihre Nordseite fortwährend im Schatten blieb. Liegt ein solcher Stamm in Teile zersägt vor uns da, so bemerkt man, daß der Punkt des Kernes sich keineswegs in der Mitte befindet, sondern bedeutend nach der einen Seite zu. Und diese Verschiebung des Mittelpunktes rührt daher, daß die Jahresringe der Südseite durch fortwährende Sonnenwirkung sich bedeutend stärker entwickelt haben und daher breiter sind als die Jahresringe der schattigen Nordseite. Tischler und Wagner, wenn es ihnen um ein festes, feines Holz zu tun ist, wählen daher lieber die feiner entwickelte Nordseite eines Stammes, welches sie die Winterseite nennen und dazu ein besonderes Vertrauen haben. Usw." So zu lesen bei Eckermann, n i c h t in einer Preisschrift der Stiftung von Schnyder von Wartensee.

Auch wenn nicht naturwissenschaftliche Forschung der Ausgangspunkt war, kommt Goethe oft zu selbst forstlich beachtenswerten Ansichten. Die ästhetische Ueberzeugung „Es ist in der Natur nichts schön, was nicht naturgesetzlich als wahr motiviert wäre", führt ihn unter anderem zu folgendem Satz: „So hat der Stand eines Baumes, die Art des

Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf seine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines felsigen Hügels steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Tales grünt. Beide können in ihrer Art schön sein, aber sie werden einen sehr verschiedenen Charakter haben..." Oder anderswo (18. April 1827): „So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann. Doch wie viele günstige Umstände müssen zusammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft schön hervorzubringen! Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Aeste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen, sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältnis zwischen Stamm und Krone, um in der Tat schön zu sein. Wächst hinwieder die Eiche an feuchten, sumpfigen Orten und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Aeste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden, retardierenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigensinnige, Zackige wird sich nicht entwickeln, und aus einiger Ferne gesehen wird der Baum ein schwaches, lindenartiges Ansehen gewinnen, und er wird nicht schön sein, wenigstens nicht als Eiche. Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, steinichtem Erdreich, so wird sie zwar im Uebermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier Entwicklung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken, und sie wird nie erreichen, daß man von ihr sage: es walte in ihr etwas, das fähig sei, uns in Erstaunen zu setzen."

Solche Stellen beweisen gewiß, daß Goethe auch forstlich gut beobachtete. Daß für ihn der Baum ein lebendiges, liebes Wesen ist, statt einer dominierenden oder mitherrschenden Versuchsnummer, scheint uns nicht zu schaden.

Auch indirekt wirkte Goethe im Sinne steten Hinweises auf Naturwahrheit. Schweizer brauchen bloß daran erinnert zu werden, daß Schiller die Landschaft des „Tell" nur durch Goethes Augen sah. Ein kleines Beispiel möge die Art dieses tiefgehenden Einflusses zeigen. Schiller hatte seine „Kraniche des Ibykus" dem großen Freunde gesandt.

In der Fassung des Gedichts fehlte noch die Anrufung des Ibykus an die Vögel. Erst bei seiner Ermordung zeigten sich Kraniche, zwei an der Zahl. Vermutlich sollten dann diese gleichen beiden Kraniche über das Amphitheater fliegen und die Entdeckung der Mörder veranlassen. Goethe erschrak. Ihm erschien dies als anekdotisches Mirakelstück. Sein Entwurf sah einen Naturvorgang, den Zug der Wandervögel. Nicht einzeln erschienen sie, sondern in gewaltigen, den Himmel verdunkelnden Scharen. Kraniche begleiten so das Schiff des Dichters; Ibykus begrüßt sie vor Korinth, ruft sie an, wenn er stirbt — Kraniche erscheinen abends über dem offenen Theater. „Sie kommen als Naturphänomene und stellen sich so neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen." Schiller folgte hier dem Rat Goethes und erreichte durch eine leichte Aenderung die Vertiefung seines Gedichts in eine ahnungsvolle Geschichte.

Mit Staunen und Rührung wird der besinnliche Leser erfüllt, der sich im 100. und vielleicht gar noch im 101. Todesjahr Goethes anregen läßt, etwas freie Zeit ihm zu schenken. Gewiß haben die Naturwissenschaften seither ungeheure Fortschritte gemacht und eine nicht mehr übersehbare Masse von „Fakta" aufgespeichert. Tragisch wird sich einmal der Notruf nach Uebersicht und wirklicher Verarbeitung erheben. Schon Goethe hatte gemeint, Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche hätten im einzelnen vor ihm dasselbe gefunden und gesagt; aber daß er es auch fand, wieder sagte und danach strebte, „in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen", das sei sein Verdienst.

„Jetzt werden Fortschritte getan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich sie nicht ahnen konnte, und es ist mir wie einem, der der Morgenröte entgegengeht und über den Glanz der Sonne erstaunt, wenn diese hervorleuchtet." (1. Februar 1827.)

Über Bildung von Stärkeklassen bei der Forsteinrichtung.

Von Dr. Philipp Flury.

Die Frage der Stärkeklassenbildung will bei uns nicht zur Ruhe kommen. Es sind namentlich die da und dort im Gange befindlichen Revisionen der Forsteinrichtungsinstruktionen, bei welchen sich jeweils der Wunsch nach etwas größerer Einheitlichkeit speziell in der Stärkeklassenbildung geltend macht, ohne daß bis jetzt dieses Ziel auch nur annähernd erreicht worden wäre.

Zur Erlangung einer gemeinsamen Diskussionsbasis hat sich der Verfasser bei den ihm noch fehlenden Kantonen über die fraglichen Verhältnisse erkundigt; er verdankt die erhaltenen Aufklärungen bestens.

Eine übersichtliche Darstellung des gesamten Materials zeigt folgende Verhältnisse in den Stärkeklassen, für den Durchmesser in $1{,}_3$ m mit Rinde, in cm: